

Antonio glossirte noch weiter; es ist aber die höchste Zeit, ihm den Mund und dieses Kapitel zu schließen; sonst schließen die Leser, die nur Geschichte und nichts als Geschichte verlangen, das ganze Buch. Sie haben vielleicht ohnedieß schon in der Gerichtsstube lange Weile gehabt. —

35.

Die Excellenzen.

Aus Gehorsam gegen seine Mutter entschloß sich Wilhelm, wiewohl sehr ungern, den griechischen Palast wieder zu betreten und der Geheimen Rätthin das an sie gerichtete Schreiben zu übergeben. Indem er sich zu dieser Visite ankleidet, gewinnen wir Zeit, den Leser mit den beiden sogenannten Excellenzen näher bekannt zu machen.

Die gnädige Frau stammte aus einer ahnenreichen, aber geldarmen Familie. Ihre Eltern starben früh, und hinterließen ihr, ungeachtet sie das einzige Kind war, nur eine Kleinigkeit von einigen hundert Thalern. Sie lebte nun als Waise bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr bei einer Tante; und sah sich nach allen Himmelsgegenden um, ob nicht irgendwo ein Bräutigam herkommen wollte. Aber es erschien keiner: denn sie war (wie wir schon an einem andern Orte erwähnten) nicht reizend gebildet.

Da ihr das Gnadenbrod der grämlichen Tante nach und nach unverdaulich ward, so faßte sie den Entschluß, auf ihre eigene Hand zu leben. Ein kühnes Wagstück, wenn man kaum fünfhundert Thaler beherrscht und zum Arbeiten weder Lust noch Geschick hat! Doch sie wußte sich

zu helfen. Sie zerstückelte ihr Kapital in Kapitälchen und ließ sie auf Pfänder aus. Nur der landübliche schmale Zinsfuß gefiel ihr nicht; sie machte sich einen breitem, auf dem sich's bequemer stand.

Ihr Lombard kam bald in Ruf. Es strömten allerlei Menschen herzu, und sie lernte darunter einen und den andern Gelehrten kennen, der ihr seine Modeuhr, die damals sehr groß war und ihm beschwerlich fiel, aufzuheben gab. Aus Liebe zu den Wissenschaften behandelte sie die Freunde der Musen sehr christlich, und nahm von ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig Procent. Ungelehrte mußten wenigstens noch einmal so viel zinsen. Sie trieb ihre Güte gegen Schriftsteller, die in Geldverlegenheiten Hilfe bei ihr suchten, so weit, daß sie ihnen kleine Summen auf Manuscripte vorschoss, wenn sich ein solider Buchhändler durch Hand und Siegel verbindlich machte, die verpfändeten Juwelen in Verlag zu nehmen, das darauf haftende Darlehn vom Ehrensolde abzuziehen und zur Leihbank zu zahlen. Da kein anderer Wucherer auf solche papierne Kleinode einen rothen Heller verlieh, so war die Zuflucht zu ihr ein Nothanker, dessen sich unbemittelte Scribenten sehr oft bedienten. Sie hatte daher immer viel geistige Schätze unter Schloß und Riegel und las diese Pfänder in müßigen Stunden. Indem so ihr Kopf den Theil der Zinsen einstrich, den ihre Hand erließ, keimte der griechische Geschmack in ihr auf. Dessen ungeachtet war es ihr lieber, wenn andere Kundleute, die mit den Musen keinen Verkehr hatten, bei ihr einsprachen. Von solchen Melkkühen zog sie mehr Nutzen; und als ihr Leihhaus sieben oder acht Jahre bestanden hatte, war das

kleine Kapital, mit dem sie anfang, zu einer runden Summe von zehntausend Thalern gewachsen.

In diesem Zeitpunkte machte sie die Bekanntschaft ihres gegenwärtigen Gemahls. Bei welcher Gelegenheit dieß geschah, wissen wir nicht; nur so viel ist sicher, daß er kein Manuscript bei ihr versetzte: denn er war seines Zeichens — ein Fleischer, und es fiel ihm nicht ein, Würste und Verse zugleich zu machen, wie der sogenannte Naturdichter Hille r Taubennester und poetische Kränze flocht. Meister Alsing war wenig klüger, als die gehörnten Thiere, die er zur Schlachtbank führte. Doch hatte er damals, als er seine nachherige Gemahlin kennen lernte, seine Hände schon lange nicht mehr mit Blut besleckt, sondern war ein angesehenener Kriegskommissär, der sich durch Ochsenlieferungen zu verschiedenen im Felde stehenden Armeen ein großes Vermögen erworben hatte.

Die Frau Kriegskommissarin (deren Brautstand wir überspringen) setzte noch einige Jahre nach ihrer Vermählung das segenreiche Pfandgeschäft fort und trieb es nun, vom ergiebigen Gewinn des Ochsenhandels unterstützt, sehr ins Große. Endlich aber fand das steinreiche Paar nicht länger nöthig, sich mit seinen edeln Gewerben zu befassen. Das Leihhaus ward geschlossen, und der Herr Kriegskommissär lieferte keine Klaue mehr in die Feldlager. Seine ehrsüchtige Gemahlin bestand darauf, daß er sich einen Adelsbrief und den Finanzrathstitel verschaffen mußte. Beides erhielt er für Geld und gute Worte, und spielte nun auf die lächerlichste Weise den großen Herrn. Er, der vor Zeiten eines Kalbes oder Hammels wegen manchen mühseligen Fleischergang nach weit entlegenen Dörfern gethan hatte, ward jetzt mit Einem Male so bequem,

daß er sich bisweilen aus einem Zimmer ins andere von Heiducken tragen ließ.

Im Ganzen aber wollte ihm die Rolle eines vornehmen Mannes nicht glücken. Meister Alfing besaß ihn wie ein böser Geist, und ließ sich nicht austreiben. Der Herr Finanzrath wußte von nichts, als vom Viehhandel zu reden und sprach für sein Leben gern davon. Seine Gemahlin wandelte oft eine Dymnacht an, wenn er in Gesellschaften sein Lieblingsthema auf die Bahn brachte. Sie untersagte es ihm tausendmal; er gelobte Besserung, und beging doch bei der nächsten Gelegenheit die alte Sünde von Neuem. Nun erfolgte der strenge Befehl, sich aller Einmischung in Gespräche mit feinen Leuten zu enthalten und ihre Anreden nur mit Ja oder Nein zu beantworten. Sie lehrte ihn sogar den Ton, mit welchem er diese Wörtlein aussprechen sollte, und er piepte sie, nach ihrer Vorschrift, wie ein junges Hühnchen hervor, ungeachtet ihn die Natur mit einer rauhen und gewaltigen Stimme begabt hatte.

So leckte die geschmackvolle Dame fleißig an ihrem Ehebären; aber zu alt, um sein Wesen zu ändern, hing er fest an seinen eingewurzelten Gewohnheiten, kleidete sich am liebsten in die braune Leibfarbe der Fleischer, und eine Herde polnischer oder ungarischer Ochsen war ihm das angenehmste Schauspiel. Zwischen sie und die meisterhaftesten Kunstwerke des Alterthums in die Mitte gestellt, hätte er gewiß seine Augen auf jene geheftet, und diese keines Blickes gewürdigt.

Im Hintergebäude des griechischen Palastes hatte ihm seine Gemahlin ein eignes Stübchen eingeräumt, wo er ganz nach seiner Laune, wie ein ehrlicher Bürger und

Meister, leben durfte. Da saß er denn Tage lang in einem braunen Ueberrocke, schmauchte Tabak und studirte den Kalender, worin ihm hauptsächlich die Viehmärkte wichtig waren, von denen er die Zeiten, wenn sie in den Städten und Flecken des ganzen Landes gehalten wurden, am Schnürchen herzusagen wußte. Er nahm noch als Geheimer Rath so warmen Antheil daran, daß er es allezeit in seinem Kalender sorgfältig anmerkte, wenn er in den Zeitungen fand, daß eine solche Messe wegen entstandener Viehseuche eingestellt oder von dem ihr bestimmten Tage auf einen andern verlegt worden war.

36.

Die attische Biene.

Die Ehe unsers hochadelichen Paares war mit einem einzigen Kinde, mit einer Tochter, gesegnet. Als sie das Licht erblickte, entspann sich zwischen den Eltern ein Streit über den Namen, den man ihr beilegen wollte. Der Vater verlangte, sie solle Rosine oder Margarethe heißen; die Mutter entsetzte sich über diesen gemeinen Einfall, schlug den griechischen Namen Aspasia vor und drang nach einem heftigen Wortwechsel mit ihrem Willen durch. Doch beinahe hätte ihr der Geistliche, der die Haustaufe verrichtete, den Sieg wieder aus den Händen gewunden. Er, ein alter Rechtgläubiger, der erst kurz zuvor vom Lande in die Stadt versetzt worden war, schüttelte bedenklich sein Haupt, als man ihm sagte, daß der Täufling Aspasia genannt werden solle. „Ein heidnischer Name!“ sprach er verlegen. „Hätten Dieselben nicht unmaßgeblich